



Horst Carl

Universalität in der Provinz*

Eine kleine historische Nachlese zum Gießener Universitätsjubiläum 2007

1. Universitätsjubiläen als Essenz akademischer Erinnerungskultur

Wenn man als Historiker eine „historische Nachlese“ zu irgendeinem Ereignis ankündigt, geht es in der Regel um historische Analyse und Einordnung in größere Kontexte. Bei einem Jubiläum ist dies insofern doppeldeutig, als Historiker bei solchen Ereignissen selbst Akteure sind, denn hier schlägt gewissermaßen ihre Stunde: Historiker sollen erklären, was es denn mit der Geschichte des Jubilars auf sich hat, und insofern produzieren sie gerade bei solchen Anlässen Geschichte in Form von Publikationen. Das dafür lange Zeit bevorzugte Format sind „Festschriften“ gewesen, doch offenbar wird dieses Format auch im akademischen Kontext zunehmend historisch. Dem Geburtstagskind „Justus-Liebig-Universität“ sind zwar 2007 manche Geschenke anlässlich des Jubiläums zum vierhundertsten Geburtstag gemacht worden, doch hat es im Unterschied zu früheren Jubiläen wie 1907 oder 1957 keine offizielle akademische Festschrift für die Universität gegeben. Stattdessen sind eine ganze Reihe von Publikationen aus Anlass des Jubiläums erschienen, die sich der Geschichte der Justus-Liebig-Universität insgesamt oder aber der einzelner Fakultäten widmen. Wenn also für das Folgende von „historischer Nachlese“ die Rede ist, dann ist damit nicht mehr und nicht weniger gemeint, als diesen historischen Ertrag des Universitätsjubiläums Revue passieren zu lassen und einige Schlaglichter auf aktuelle Perspektiven der Gießener Universitätsgeschichte zu werfen.

Für eine historische Einordnung oder Bewertung des letzten Universitätsjubiläums ist es ohnehin noch zu früh, denn es fehlt der zeit-

liche Abstand. Ist dieser jedoch gegeben, dann sind Universitätsjubiläen grundsätzlich ein dankbares Objekt für Historiker, denn in ihnen kondensiert sich gleichsam eine epochenspezifische akademische Erinnerungskultur. Am Beispiel der voraufgegangenen säkularen bzw. semisäkularen Gießener Universitätsjubiläen hat der Gießener Historiker Carsten Lind dies vorexerziert, indem er zum jüngsten Universitätsjubiläum ausgesprochen pfiffige und lesenswerte Rückblicke auf die Geschichte früherer Jubiläen der Alma Mater beigesteuert hat.¹ So erfährt man bei ihm, dass bei der ersten Säkularfeier 1707 die Professoren weder Kosten noch Mühen scheuten, um das bereits etwas heruntergekommen Kollegiengebäude am Brandplatz renovieren zu lassen. Wie Lind ironisch kommentiert, scheint der Ruf nach Handwerkern ein natürlicher Reflex aus Anlass von Jubiläen „bis auf den heutigen Tag“ zu sein. „Wenn die Akademie sich feiert, haben Maurer und Maler zu tun“ – 1907 im übrigen für den Neubau der Universitätsaula, die 2007 wieder auf Vordermann gebracht wurde.

Die Schilderung der Feierlichkeiten 1707 lässt allerdings die kulturelle Distanz zur aktuellen Gedenkpraxis deutlich werden, wenn etwa am 20. Oktober 1707 unter dem Vorsitz des Professors May Studenten ihre Gelehrsamkeit vorführten,

„indem sie Reden in lateinischer, griechischer, hebräischer, chaldäischer, syrischer, arabischer und äthiopischer Sprache hielten. In der Nacht beendete dann ein dem Erbprinzen dargebrachtes Ständchen der Studenten das Festprogramm. Am nächsten Morgen ritt der Erbprinz durch das Spalier der Bürger und Soldaten zum Selterstor hinaus. Dreimal feuerten fünfzehn Kanonen dem Rector Magnificentissimus Salut. Den Lärm barocker Prachtentfaltung noch in den

* Vortrag vor der Gießener Hochschulgesellschaft am 9. Juli 2009

*Ohren gab er dem Pferd eine schnellere
Gangart vor und kam Richtung Klein-Linden
außer Sicht.“²*

Nicht weniger aufschlussreich als das barocke Festgepränge, das die Universitätsangehörigen 1707 entfalteten, ist die bürgerliche Selbstdarstellung bei den Jubiläumsfeierlichkeiten von 1907 gewesen, die im übrigen allen Beteiligten ein hohes Maß an Durchhaltevermögen abverlangten. Nachdem am 1. August ein Festgottesdienst in der Johanneskirche, bei dem der Prediger die Liebe zu Wissenschaft und Wahrheit beschwor, frühmorgens das offizielle Programm eröffnet hatte, begab sich die Festgemeinde ins Hauptgebäude, wo sich die akademische Feier mit zahlreichen Festrednern anschloss, angefangen mit dem Großherzog, gefolgt vom Rektor, dem zuständigen Minister, Rektoren befreundeter Universitäten und weiteren Honoratioren. Erst nach vier Stunden konnte sich die Festversammlung zum Festschmaus begeben. Damit war der Freudentag allerdings noch nicht abschließend begangen, denn es folgte am Abend im kurz zuvor eröffneten Gießener Stadttheater noch eine weitere würdevolle Feierlichkeit. Auch hier möchte ich Carsten Lind selbst das Wort erteilen, weil seine ironisch gefärbte Darstellung durch eine Paraphrase nur verlieren würde:

*„Nach der akademischen Festouvertüre von
Johannes Brahms folgten einige Programm-
teile, die den Kunstgeschmack und das aka-
demisch-bürgerliche Selbstverständnis der
Zeit um die Jahrhundertwende wie in einem
Brennglas sammelten. Professorentöchter ...
warfen sich in die züchtig geschürzte Brust,
um den hochgestimmten Zuschauern noch
höhergestimmte Reime vorzutragen: ...*

*Durch alle Zeiten sollst du glücklich blühen,
Der freien Lehre schützendes Asyl,
Du alma mater, und vom Quell, dem klaren,
Gib dem, der strebt zum Guten, Schönen,
[Wahren.“*

Ebenso wie die vortragende Tochter waren auch diese Reime von einem Angehörigen des

Lehrkörpers gezeugt worden. Die Tochter des Rektors Behaghel bestach bei dieser Gelegenheit durch „seltene Anmut“ im Serpentinentalz. ...“³

Ironie ist im allgemeinen keine Sprachebene, der sich Historiker in ihren wissenschaftlichen Veröffentlichungen bedienen, und das Lesevergnügen, das gerade die oben zitierten Passagen bereiten, resultiert denn auch daher, dass für die historische Darstellung der Universitätsgeschichte zum Teil Formate gewählt worden sind, die solcher Art der Formulierungskunst entsprechende Freiräume verschaffen. Carsten Linds Beitrag entstammt dem essayistisch angelegten Bildband „Panorama 400 Jahre Universität Gießen“, der bewusst auf ein breiteres Publikum zielt, als dies etwa durch akademische Festschriften hätte erreicht werden können.

Auch auf das Jubiläum von 1957 geht Carsten Lind ein, doch hier kommt noch eine Dimension hinzu, die über eine ironisch gebrochene Distanzierung von überkommenen akademischen Festtagsritualen hinausgeht. 1957 wurde beim und mit dem Universitätsjubiläum zugleich Universitätsgeschichte gemacht, erhielt die Gießener Hochschule nach dem erzwungenen zwölfjährigen Intermezzo doch wieder den Titel einer Universität verliehen – und zugleich ihren berühmtesten Vertreter Justus Liebig als neuen Namenspatron. Dass man in Gießen gewillt war, sich nicht nur mit dem Titel einer Universität zufrieden zu geben, sondern auch den Status einer klassischen Volluniversität mit vier Fakultäten wieder zu erlangen, machte ein kleiner Eklat bei der Festveranstaltung deutlich. In seiner Festrede nämlich deutete Rektor Hungerland in Anwesenheit des Kultusministers an, dass die Universität Gießen schon für die nähere Zukunft die Erweiterung des Fächerspektrums im Sinne einer Volluniversität plane. Abgesprochen war dies nicht, und den Plänen des Kultusministeriums entsprach dies auch nicht, weshalb der erzürnte Kultusminister den Rektor im Anschluss an die Feier zum Rapport einbestellte. An der Tatsache, dass die Justus-Liebig-Universität vor dem Hintergrund des bundesweiten Übergangs zur Massenuniversität in den 1960er Jahren für

diesen Kurs bald auch aus dem Kultusministerium Rückenwind erhielt, änderte diese Episode nichts. Sie illustriert vielmehr das stets spannungsreiche Verhältnis von Wissenschaftspolitik, die schließlich für die Finanzierung der Universität aufzukommen hatte, und dem Streben der Institution nach Autonomie und Freiräumen.

2. Veröffentlichungen zur Universitätsgeschichte aus Anlass des Jubiläums 2007

Diese Episode wird erwähnt im Band „Krieg, Krise, Konsolidierung“, erschienen als wissenschaftlicher Beiband zur Ausstellung, die sich der „zweiten Gründung“ der Universität Gießen nach deren vorläufigem Ende 1945 gewidmet hat. Ausstellung und wissenschaftlicher Beiband sind ebenso von der Universitätsarchivarin Dr. Eva-Marie Felschow und ihrem Team verantwortet worden wie eine zweite, ebenfalls in einem wissenschaftlichen Beiband dokumentierte Ausstellung zu den Anfängen der Universität Gießen 1607: „Ein hochnutz, nötig und christliches Werk“. Die beiden Ausstellungen inklusive der wissenschaftlichen Beibände sind ebenfalls Beispiele dafür, dass im Rahmen des Universitätsjubiläums Formate, mit denen die Universitätsgeschichte auch einem größeren Publikum vermittelt werden kann, erfolgreich genutzt worden sind.

Daneben aber hat es zur Gießener Universitätsgeschichte anlässlich des Jubiläums auch Publikationsformate gegeben, die den Gepflogenheiten wissenschaftlichen Austauschs in der academic bzw. scientific community verpflichtet sind. Zwei sich ergänzende Tagungen des Historischen Instituts haben arbeitsteilig die Geschichte der Universität jeweils in größere wissenschafts- und universitätsgeschichtliche Kontexte eingeordnet: Der Schwerpunkt der ersten Tagung, die 2006 von Jürgen Reulecke und Volker Roelcke unter dem Titel „Wissenschaften im 20. Jahrhundert. Universitäten in der modernen Wissenschaftsgesellschaft“ organisiert wurde, lag auf der allgemeinen Wissenschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts, während eine zweite, von Friedrich Lenger und

Horst Carl am 8. und 9. Juni 2007 geleitete Tagung unter dem Titel „Universalität in der Provinz“ einen zeitlichen Bogen von der Universitätsgründung zu Beginn des 17. Jahrhunderts bis zum Ende des 19. Jahrhunderts, mithin von der vormodernen Gelehrteninstitution bis zur modernen Lehr- und Forschungseinrichtung, schlug. Der Ertrag beider Tagungen ist in entsprechenden Tagungsbänden dokumentiert.

Neben diesen übergreifenden Darstellungen zur Gesamtuniversität hat es darüber hinaus eine Fülle von „segmentären“ – also Teilbereichen der Universität gewidmeten Publikationen gegeben. Besonders aktiv war hier das Institut für Medizingeschichte unter seinem Direktor Volker Roelcke, das aus Anlass des Jubiläums nicht weniger als fünf größere Publikationen auf den Weg gebracht hat. Der Ausstellungsband „Professoren – Patienten – Studenten“ bot dabei ähnlich dem allgemeingeschichtlichen Bildband ein Panorama der Geschichte der medizinischen Fakultät von den Anfängen bis zur Gegenwart, während drei umfangreiche Bände unsere Kenntnis der Geschichte der Gießener Universitätsmedizin auf eine neue Grundlage gestellt haben. Auch hier widmete sich ein erster Band, herausgegeben von Ulrike Enke, der älteren Geschichte von 1607 bis ins frühe 20. Jahrhundert, während Sigrid Oehler-Klein und Volker Roelcke neues Licht auf die jüngere Geschichte werfen. Sigrid Oehler-Klein thematisiert detailliert die Geschichte der Medizinischen Fakultät im Nationalsozialismus und in der unmittelbaren Nachkriegszeit und nimmt sich dabei gerade auch des heiklen Themas der personellen und institutionellen Kontinuitäten an, während der inhaltlich damit korrespondierende Band, den sie mit Volker Roelcke herausgegeben hat, die Vergangenheitspolitik in der universitären Medizin nach 1945 insgesamt in den Blick nimmt. Schließlich stellt ein in Gestaltung und Orientierung dem Bildband zur Universitätsgeschichte entsprechender und damit auf ein breiteres Publikum zielender Band die jüngste Geschichte der Fakultät nach der Wiedergründung 1957 dar, wobei er diese Geschichte anhand der Leistungen der einzelnen Institute und der jeweiligen Lehrstuhlinhaber auffächert.

In dieses Panorama von Beiträgen zum Universitätsjubiläum aus dem Kreis der Gießener Fakultäten, das keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt, gehört auch die von Walter Gropp, Martin Lipp und Heinhard Steiger verantwortete Festschrift des Fachbereichs Rechtswissenschaft, die damit bewusst an eine spezifische rechtswissenschaftliche Festschrift-Tradition von 1907 und 1957 anknüpft. Und schließlich hat auch die Universitätsbibliothek ihre „Schatzkammern“ geöffnet und die Öffentlichkeit an ihren Sammlungen mittels Ausstellung teilhaben lassen. Den entsprechenden Band haben Peter Reuter und Irmgard Hort als Streifzug durch die Geschichte dieser Sammlungen konzipiert und diese lockere Form der Präsentation auch ausdrücklich nicht als umfassende Geschichte der Gießener Universitätsbibliothek verstanden wissen wollen – auch weil diese erst 1612 mit einigem Abstand zur Universitätsgründung von Landgraf Ludwig eingerichtet wurde. Der programmatische Titel „Aus mageren und aus ertragreichen Jahren“ steht im übrigen stellvertretend für eine allgemeine Tendenz der Publikationen zum Universitätsjubiläum: Der jubiläumsgemäßen Versuchung zur nostalgischen Verklärung von Vergangenheiten sind sie nicht erlegen, es herrscht ein kritisch-abgewogener Duktus vor. Insgesamt bieten die Veröffentlichungen anlässlich des Jubiläums ein sehr vielfältiges Bild der älteren und neueren Geschichte der vormaligen Ludoviciana und heutigen Justus-Liebig-Universität. Die Vielfalt der Präsentationsformen, die von Ausstellungs- und Bildbänden, die auf ein breiteres Publikum zielen, bis zu Tagungsbänden reicht, die auf wissenschaftliche Rezeption angelegt sind, lässt Universitätsgeschichte jedenfalls als eine spannende Geschichte wahrnehmbar werden, die weder antiquarisch noch exotisch ist und auch für die unmittelbare Gegenwart der Institution aufschlussreich bleibt. Man mag es bedauern, dass eine ursprünglich geplante, auf mehrere Bände geplante Geschichte der Gießener Universität unter der Federführung von Peter Moraw aufgrund der Erkrankung des Herausgebers nicht realisiert werden konnte. Doch die „Kleine Universitätsgeschichte“, die Moraw

zum 375-jährigen Jubiläum 1982 verfasst hat und die seinerzeit Maßstäbe für eine moderne, sozialhistorisch informierte Form von Universitätsgeschichte gesetzt hat, ist wegen dieser Modernität methodisch auch heute noch nicht überholt, und inhaltliche Neuakzentuierungen und Ergänzungen ließen sich vielleicht gerade durch die Vielfalt der Perspektiven, wie dies in den unterschiedlichen Publikationen zum Ausdruck kam, am ehesten einbringen. Dies mag wiederum der aktuellen Dynamik des Forschungsfeldes „Universitätsgeschichte“ durchaus angemessen erscheinen, die sich auch jenseits Gießens keiner Ordnung durch eine Zentralperspektive fügt.

Trotzdem hindert dies nicht daran, einige allgemeine Anmerkungen zu den historischen Erträgen des Gießener Jubiläumjahres zu machen. Das Risiko einer subjektiven Auswahl kann ich dabei gar nicht umgehen, wenn ich mich im Folgenden darauf beschränke, einige wenige Schlaglichter auf die durch das Jubiläum generierten geschichtlichen Forschungen zu werfen. Wo haben sie Neues zu Tage gebracht, oder wo haben neue Methoden oder Fragestellungen dazu geführt, bereits Bekanntes in neue Kontexte und Perspektiven zu rücken? Ich möchte mich im Folgenden auf vier allgemeine Aspekte konzentrieren, wobei dem Frühneuzeitler konzidiert werden mag, dass es ihm natürlich ein Bedürfnis ist, die Geschichte der Universität nicht auf die jüngste Vergangenheit zu reduzieren.

3. Akteure – Universität als Personenverband

Es ist kein Zufall, dass etwa der Bildband zur Gießener Universitätsgeschichte eine seiner drei Abteilungen „Akteure“ genannt hat und dass diese Akteurorientierung auch in den medizinhistorischen Sammelbänden einen deutlichen Akzent darstellt. Auf eine solche personalisierte Perspektive kann und soll die Universitätsgeschichte schon deshalb nicht verzichten, weil nach der ursprünglichen Idee Universität eine „universitas“ von Lehrenden und Lernenden ist, also ein Personenverband. Allerdings haben sich die zahlreichen Gelehrtenporträts,

die im Jubiläumsjahr in den diversen Publikationen entstanden sind, doch weit vom Duktus akademischer Koryphäenverehrung entfernt, die den älteren Fakultätsgeschichten häufig zueigen ist. Stattdessen interessieren auch bei den oftmals etwas weniger prominenten Akteuren stärker die sozialen Rahmenbedingungen, und damit Perspektiven, denen sich auch das Methodenverständnis einer neuen Wissenschaftsgeschichte verpflichtet fühlt, die Wissenschaft als soziale Praxis analysiert. Die Koryphäen der Wissenschaft werden damit in gewissem Maße „resozialisiert“, wofür etwa die biographischen Annäherungen von Theodor Koch oder Ulrike Enke an bedeutende Vertreter der frühneuzeitlichen Gießener Medizin eindrucksvolle Beispiele bieten. So präsentierte der Mediziner und Physikprofessor Gregor Horstius (1578–1634) in der Gründungsphase der Universität durchaus noch den Typus eines Allrounders, der sich nicht auf eine einzige Wissenschaft spezialisierte. Trotzdem war er schon eine Figur des Übergangs, der zumindest insofern eine nach Maßgabe der Zeit moderne Medizin nach Gießen brachte, als er erstmals anatomische Lehrsektionen abhielt und damit letztlich doch einer Ausdifferenzierung in der Praxis Vorschub leistete. Gehörte er seinem Selbstverständnis nach aber noch dem Gelehrtentypus des eher praxisfernen humanistischen „Eruditus“ – des vielseitig Gelehrten – an, so verkörperte zwei Generationen später sein Nachfolger Michael Bernhard Valentini (1657–1729) den Typus eines auf eine breitere Öffentlichkeit zielenden Wissenschaftlers, der energisch über den Rahmen der Ludoviciana hinausstrebt, auch wenn er ihr zeitlebens als Professor verhaftet blieb. Von seinen zahlreichen Auslandsreisen brachte er neue Methoden und neue Instrumente nach Gießen mit und führte diese in öffentlichen „Experimenten“ vor – Experimente nicht schon im modernen Sinne, sondern als Demonstrationen, die über die Verblüffung der Zuschauer Neugierde und dadurch letztendlich Erkenntnisgewinn auslösen sollten. Damit ist Valentini einerseits als durchaus zeittypischer Universitätsgelehrter eingeordnet, andererseits aber auch sein Rang als fraglos bedeutendster Ver-

treter der vormodernen medizinischen Fakultät herausgestellt.

In nahezu jedem Fach taucht in der Gießener Universitätsgeschichte immer wieder der eine oder andere überdurchschnittliche Vertreter auf, der dafür sorgte, dass auch diese bisweilen periphere Stätte des Geistes nicht den Anschluss an übergreifende Entwicklungen der Wissenschaftsgeschichte verlor. Mit Justus Liebig und der Etablierung seines internationalen Schülernetzes stand die Universität dabei auch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts einmal an der Spitze des akademischen Fortschritts. Zu Liebig ist freilich in dem ihm aus Anlass seines 200. Geburtstags gewidmeten Jubiläumsjahr 2003 bereits so viel gesagt und geschrieben worden, dass der Namensgeber der Universität beim Universitätsjubiläum 2007 etwas in den Hintergrund treten konnte.

Es gibt freilich auch den Fall, dass sich ein bislang hoch gehandelter Repräsentant der Universität bei genauerem Hinsehen als deutlich weniger bedeutend und im übrigen recht fragwürdiger Charakter erweist, also etablierte Mythen in Frage gestellt werden. Die Rede ist von dem Kameralisten – also einem frühen Vertreter der Wirtschaftswissenschaften und Statistik – August Wilhelm Crome (1757–1833). Er gilt als bedeutendster Gießener Professor um 1800, nicht zuletzt, weil er wesentlich dazu beigetragen haben soll, dass die kleine Landesuniversität das große Universitätensterben in Folge der territorialen Flurbereinigung nach dem Ende des Alten Reiches 1806 überlebt hat. Dieses Bild hat er freilich vor allem selbst in seiner kurz vor seinem Tode (1833) erschienenen Autobiographie gezeichnet, und dies so wirkungsvoll, dass sein Bild als Retter der Universität in die Universitätsgeschichte eingegangen ist. Er machte damit vergessen, wie umstritten er zu Lebzeiten gewesen war, weil er sich noch 1813 für Napoleon ausgesprochen hatte und damit zum roten Tuch für die national- und freiheitsbewegten Gießener Studenten geworden war. Auf dem berühmten Wartburgfest 1817 wurden seine Schriften verbrannt. Nicht minder umstritten war er zeitlebens auch bei seinen Gießener Kollegen, mit denen er es sich während seiner fast fünfzigjährigen Tätigkeit

an der Ludoviciana fast durchweg verdorben hatte.

Crome nahm für sich das Verdienst in Anspruch, dass er 1798/99 bei der Anwesenheit der französischen Besatzungsarmee unter General Bernadotte, dem nachmaligen schwedischen König, für Universität und Land günstige Konditionen ausgehandelt habe – für das Land eine Neutralität, für die Universität weitgehende Befreiung von den ruinösen Kriegskontributionen. Er habe dann aus Dankbarkeit Bernadotte die Ehrenpromotion der Universität Gießen verschafft. Letzteres stimmt auch nach Prüfung der Akten, doch war dies zunächst einmal ein Alleingang Cromes, mit dem er seine Kollegen vor vollendete Tatsachen stellte. Der Geehrte wiederum war sich dieser Ehrung wahrscheinlich gar nicht bewusst. Die hastig vollzogene Ehrenpromotion war in solch nebulösen Termini verfasst – von Promotion ist in der Urkunde nicht explizit die Rede –, dass Bernadotte deren Tragweite wohl gar nicht realisierte, sondern von einer Aufnahme in eine gelehrte Akademie ausging. Christa Nees, die für ihre noch ungedruckte Promotion über Crome⁴ die entsprechenden Akten – auch bislang ungenutzte – ausgewertet hat, kommt zum Schluss, dass vom Mythos des Retters der Universität nach Aktenlage wenig bleibt, denn die entsprechenden Verhandlungen mit den Franzosen hat Crome nachweislich gar nicht geführt. Bei der Abfassung seiner Autobiographie hatte er freilich viele Gründe, sich entsprechend zu stilisieren. Die Zeitgenossen, die dies hätten in Zweifel ziehen können, hatte er da schon überlebt, und die Nachwelt hat ihm diese geschönte Version der Geschichte gerne abgenommen.

In anderer Hinsicht freilich ist Crome eine exemplarische Gestalt der Gießener Universitätsgeschichte: Durch seine akademische Biographie zieht sich wie ein roter Faden die Nähe zur Politik. Crome hat sie bewusst gesucht, bei anderen Repräsentanten kam hier eher eine weitgehende Abhängigkeit von der Landespolitik zum Tragen. Die Verflechtungen waren jedenfalls immer eng, nicht umsonst war der Gründungsvater Landgraf Ludwig lange Zeit auch Namensgeber der Landesuniversität. Die Sym-

biose von Politik und Universität etwa äußerte sich bei diversen Professoren vom 17. bis zum 19. Jahrhundert in Form von Karrieren, die sie als Minister an den hessen-darmstädtischen Hof und damit in die politische Schaltzentrale des Territoriums brachten. Folgenreich in dieser Hinsicht war beispielsweise Justin von Linde, der von seiner Position als Universitätskanzler an die Schaltstellen der Landespolitik wechselte und dort zum entscheidenden Unterstützer von Liebig's Modernisierungen wurde. Die Rückkehr zur Voll-Universität 1950–57 ist ohne den entscheidenden Beitrag von Politikern wie Erwin Stein oder Helen von Bila kaum vorstellbar. Akteure der Universitätsgeschichte sind folglich gerade auch die Landespolitiker gewesen, oder umgekehrt: Die Autonomie der Universität gegenüber der Politik ist in Gießen gerade im Vergleich zu anderen deutschen Universitäten stets sehr relativ gewesen.

4. Universität als Lebensform

Kehren wir noch einmal kurz zu Crome zurück: Jenseits der individuellen Ausprägungen, die dem Charakter Cromes bisweilen durchaus unsympathische Züge verleihen, kann man gerade an seiner Person auch studieren, wie Universität als eine spezifische Lebensform auch einen spezifischen Habitus ihrer Repräsentanten hervorgebracht hat. Das aufgrund ständiger Reibereien schlechte Verhältnis Cromes zu seinen Kollegen ist geradezu ein Signum des professoralen Umgangs miteinander gewesen, was wohl nicht zuletzt aus einer Nachahmung statusbewahrenden „agonalen“ Verhaltens herrührte, wie dies der in der vormodernen Gesellschaft führende Stand, der Adel, vorexerzierte. Gerade in der Lebenswelt „Universität“, in der zwar Reputation eine zentrale Rolle spielte, diese sich aber nur bedingt in Macht und Geld ausdrücken ließ, bedurfte es steter Anstrengungen, den eigenen Wert und Rang im Kollegenkreis zu behaupten. Die Selbststilisierungen Cromes in seiner Autobiographie entsprechen einem solchen spezifisch professoralen Habitus und sind wohl auch nur auf dem Hintergrund dieser akademischen Lebensform zu verstehen. Ausformungen eines solchen Habitus ge-

hörten auch noch im 20. Jahrhundert zur Ordinariuniversität dazu, und es mag sein, dass sich eine neue Generation von Geschichtsforschern mit diesem Phänomen gerade jetzt intensiver beschäftigt, weil dieser Habitus zunehmend Geschichte geworden ist und man somit davon – in der Regel – nicht mehr unmittelbar betroffen ist. Erst dies ermöglicht eine neugierige Distanz, aus der heraus ein solcher Habitus zum Gegenstand wissenschaftlicher Fragestellungen und damit historisiert werden kann.

Universität als „Lebensform“ heißt freilich auch, dass die universitätsgeschichtliche Forschung sich gerade bei der vormodernen so genannten „Familienuniversität“ nicht nur auf die männlichen Protagonisten konzentrieren sollte, sondern auch einmal danach fragen muss, ob denn dieser akademische männliche Kosmos nicht auch von Angehörigen des anderen Geschlechts bewohnt gewesen ist. Es verwundert, dass bislang in- und außerhalb Gießens die Rolle von Professorenfrauen in der frühen und späten Neuzeit überhaupt nicht thematisiert worden ist. Eine kleine Studie zu Professorengattinnen und -töchtern, die Heide Wunder für den Tagungsband zur vormodernen Universitätsgeschichte beigeuert hat, ist hier eine Pionierleistung und zugleich ein Beispiel dafür, wie die Geschichtswissenschaft aus Anlass des Universitätsjubiläums Forschungsneuland betreten hat.⁵ Bei ihr kann man nachlesen, dass Professorenfrauen in der Frühen Neuzeit häufig ebenfalls gebildet waren und in das Familienunternehmen der akademischen Lehre eingebunden wurden, und sei es, um die Unterbringung der einlogierten Studenten zu organisieren. Die Distanz zwischen dem großen Ausmaß der selbstverantwortlich zu bewältigenden Aufgaben und der zugleich geforderten Unterordnung und Selbstverleugnung blieb eklatant, war allerdings nicht nur ein Phänomen der vormodernen Universität.

5. Verortungen

Wenn sich ein weiteres Thema als roter Faden durch die Publikationen des Universitätsjubiläums zieht, dann ist dies schließlich die Ver-

ortung der Universität. Diese Verortung gehört zunächst zu den schon fast trivialen Voraussetzungen des Jubiläums selbst: Ohne festen Ort gibt es für eine Institution in der Regel keine Kontinuität und damit auch keine Erinnerungskultur – und also auch kein Jubiläum. Die Verortung der Universität in Gießen ist aber immer auch eine der wesentlichen Rahmenbedingungen ihrer Existenz gewesen. Nicht umsonst spielt der Begriff der „Provinzialität“ deshalb in einigen der Publikationen des Jubiläumjahres eine zentrale Rolle. Schon im Titel thematisiert beispielsweise der Tagungsband „Universalität in der Provinz“ das Spannungsverhältnis von Universalität und Partikularität. Auf der einen Seite halten Universitäten den universalen Anspruch für ihre Form der Wissensgenerierung und -vermittlung als Erbe des Mittelalters aufrecht, auf der anderen Seite stehen die vielfältigen Ausdifferenzierungen der Neuzeit, sei es in Gestalt der zunehmend spezialisierten Einzelwissenschaften, sei es in der räumlichen Vielfalt der Universitätslandschaft. Die Gründung von Landesuniversitäten, für die Gießen ein typisches Beispiel ist, bietet bis heute die historische Grundlage dieser Vielfalt gerade des deutschen Universitätssystems. Zugleich verweist das Attribut der Universalität darauf, dass sich Universitäten immer als Teil eines umfassenden Ganzen, als Teil einer prinzipiell universellen Welt der Wissenschaft und gelehrten Bildung verstanden haben.

Nun mag in diesem Kontext der Begriff „Provinz“ ein Reizwort sein, und kann als Gegenbegriff zu Universalität und Universität durchaus als eine selbstironische Anspielung auf spezifische Gießener Befindlichkeiten verstanden werden. Dahinter steckt aber auch eine Art „Stigmamanagement“, ein offensiver Umgang mit einer negativ konnotierten Zuschreibung. Zu leiden unter entsprechender Negativ-Propaganda hat die mittelhessische Universität schon in der frühen Neuzeit gehabt, das topische Bild einer Provinzuniversität begleitet die Gießener Universitätsgeschichte seit dem 18. Jahrhundert. „Man nennet zu Göttingen unser Gießen einen Finsternen Ort“ hat Eva-Marie Felschow eine Studie zur durchaus nicht provinziellen Gießener Medizin im 18. Jahrhundert mit

einem einschlägigen Zitat überschrieben, die entsprechenden Äußerungen Laukhards oder Büchners sind geradezu sprichwörtlich, und noch in den Auseinandersetzungen um die Existenz der Universität im Dritten Reich wurde von Frankfurter Seite der Nachbaruniversität für die Zukunft ein Platz als „Bauern- und tierärztliche Hochschule“ zugewiesen – gegenüber Frankfurt als hessischer Hauptuniversität. Die Provinzialität als Bestandteil der deutschen Geschichte ist jedoch eine Tatsache, die höchst ambivalent und damit eben nicht eindeutig negativ zu bewerten ist. Für die deutsche Kultur- und Bildungsgeschichte ist unbestritten, dass wesentliche Anstöße oder neudeutsch „Innovationen“ immer wieder aus der so genannten Provinz gekommen sind. Wenn sich in Deutschland die kulturellen und geistigen Ressourcen aufgrund des historisch gewachsenen Föderalismus nicht an wenigen Punkten konzentrierten, dann dürfte dies im übrigen nicht von vornherein von Nachteil gewesen sein, stand doch so der Zugang zu den ökonomischen und kulturellen Ressourcen einem größeren Teil der Bevölkerung offen als in Ländern, in denen Metropolen diese monopolisierten. Im Falle Gießens verweist diese Provinzialität auf den tief in der deutschen Geschichte verankerten Bildungsföderalismus, der im System der Landesuniversitäten begründet ist. Entweder historisch sehr früh oder meist sehr spät sind Universitäten in die Metropolen übersiedelt – etwa nach Berlin, München oder Frankfurt, deren Universitäten alle deutlich jünger als die Gießener sind. Die traditionelle Vielfalt der deutschen Universitätslandschaft mit ihren Stärken und Schwächen ist historische Voraussetzung und Existenzbedingung Gießens, und eine Abkehr von diesem Föderalismus bedeutet – wie der historische Rückblick in die Zeit des Dritten Reiches belegt – für solche mittleren Universitäten schnell eine existenzielle Gefährdung.

In diesem Sinne verstanden ist „Provinzialität“ nicht nur Mangel, sondern eine der Kreativitätsressourcen der deutschen Universitäten wie der übrigen Bildungs- und Kulturinstitutionen. Die Innovationen sind in Deutschland keineswegs Monopol der Metropolen gewesen, und der Blick auf Gießen im Jubiläumsjahr hat das

in vielen Einzelbeobachtungen immer wieder bestätigt: Eine von außen als Mittelmäßigkeit oder Abgeschiedenheit deklarierte „Provinzialität“ ist vor Ort – im „Innovationsraum der Universität“ – unterlaufen worden, allein schon, weil diese Universität eben nie gänzlich abgeschieden gewesen ist.

Der zweite Aspekt dieser „Verortung“ betrifft das Verhältnis der Universität zu „ihrer“ Stadt. Man muss sich dabei immer vor Augen halten, dass im frühneuzeitlichen Gießen bei ca. 3000 Einwohnern im Schnitt etwa 200 Studenten studierten, die Garnison aber aus bis zu 400 Mann bestand. Gießen war – gerade auch in der Optik der baulichen Gestaltung – immer mindestens so sehr eine Festungs- wie eine Universitätsstadt. Folgerichtig hat sich die Stadt erst spät – erstmals 1940, dezidiert dann in den frühen 50er Jahren – das Epitheton „Universitätsstadt“ zugelegt, als sie vor dem Hintergrund der Existenzbedrohung der Universität realisierte, wie wichtig diese Institution für die Stadt war und ist. Auch baulich hat die Universität die Stadt erst spät, seit dem 19. Jh., mitgeprägt, wie dies heute vor allem im Klinikviertel vor Augen tritt. Sie hätte der Innenstadt noch stärker ihren Stempel aufdrücken können, wenn beispielsweise nach der Wiedergründung in den späten 1950er Jahren die städtebauliche Planungseuphorie jener Jahre, die man Gießen heute noch ansieht, nicht nur im Neubau der Universitätsbibliothek Gestalt angenommen hätte, sondern auch jenes ominöse 24-stöckige Hochhaus als Domizil für die neue Geisteswissenschaftliche Fakultät – ein „Philosophenturm“ – realisiert worden wäre. Nur knapp scheiterte dieses Projekt an Einsprüchen der Anwohner, und noch nachträglich kann man als Geisteswissenschaftler und potentiell von dieser Baumaßnahme Betroffener nur aufatmen.

6. Vom Schatten des Nationalsozialismus zur Studentenrevolte

Damit sind wir abschließend im 20. Jahrhundert angekommen, und gerade zur jüngeren Universitätsgeschichte hat das Jubiläum zahl-

reiche gewichtige neue Forschungserträge beige-steuert. Dies liegt in der Natur der Sache, weil sich die historische Forschung erst jetzt intensiv und vorbehaltlos der jüngeren Vergangenheit widmen kann. Auch wenn es mir als Historiker der Frühen Neuzeit problematisch erscheint, wenn sich historisches Interesse ausschließlich auf die jüngste Geschichte im Allgemeinen und namentlich auf die zwölf Jahre des Tausendjährigen Reiches zwischen 1933 und 1945 beschränkt und die gesamte Universitätsgeschichte von immerhin 400 Jahren hinter jenen besonders prekären und unerfreulichen zwölf Jahren des Nationalsozialismus zu verschwinden droht, ist doch unbestritten, dass diese Periode in einem die Öffentlichkeit ansprechenden Jubiläum in besonderem Maße Objekt der Erforschung und Erinnerung sein muss. Programmatisch hatte die Universität hier schon vorab ein Zeichen gesetzt, indem sie 2006 von Peter Chroust die Doktorgradentziehungen, mit der sich die Universität zum willfährigen Handlanger des Regimes machte, wissenschaftlich aufarbeiten ließ. In einer öffentlichen und öffentlichkeitswirksamen Erklärung wurden anschließend die Doktorgradentziehungen während der nationalsozialistischen Zeit für nichtig erklärt und die Opfer rehabilitiert sowie 2008 eine entsprechende Gedenktafel im Hauptgebäude installiert. Dieses dunkle Kapitel wurde damit also selbst Teil der universitären Erinnerungskultur.

Dass die nationalsozialistische Phase der Gießener Universitätsgeschichte mittlerweile intensiv und ohne Vorbehalte – auch ohne Rücksichtnahmen – erforscht wird, dokumentieren die Veröffentlichungen zum Universitätsjubiläum zur Genüge. Besonders eindrucksvoll haben die Gießener Medizinhistoriker mit ihrem dieser Phase gewidmeten Band anlässlich des Jubiläums diese Geschichte erschlossen – in einer Weise, wie dies zum 375. Jubiläum 1982 so wohl noch nicht möglich gewesen wäre. Auf über 600 Seiten wird akribisch aus den Akten und der vorhandenen Literatur die Geschichte der Fakultät und insbesondere auch ihres wissenschaftlichen Personals rekonstruiert. So wird detailliert aufgelistet, welche Angehörigen des Lehrkörpers Parteimitglieder oder gar

Mitglieder der SS waren. Selbst wenn die Einsicht, dass die Affinität der medizinischen Fakultäten zum nationalsozialistischen System hoch war, in der aktuellen Forschung zum Dritten Reich allgemein anerkannt ist, überrascht doch das Ausmaß der Verflechtungen in Gießen, denn von 84 Mitgliedern des Lehrkörpers waren 77 Parteimitglieder und immerhin 16 in der SS engagiert. Diese vergleichsweise hohe Systemkompatibilität korrespondiert damit, dass im Zuge der Gleichschaltung der Wissenschaft 11 Entlassungen aus dem Dienst aus rassistischen oder politischen Gründen vorgenommen wurden.

Aus der historischen Distanz kann man Erklärungen für diese in Gießen durchaus signifikante Nähe zur braunen Ideologie, die sich nicht auf die medizinische Fakultät beschränkte, formulieren – etwa, dass der hohe Anteil von jungen Wissenschaftlern und Erstberufenen, der für Gießen charakteristisch war, zu solch hoher Affinität führte, weil gerade diese neue Generation sich aus Karriere- und anderen Gründen in besonderem Maße in der Partei engagierte. Außerdem hat bereits Peter Moraw darauf hingewiesen, dass man in Gießen wohl auch aus Angst vor der drohenden Schließung der Universität politischen Vorgaben in besonderem Maße entgegenkam. Es bedarf gar nicht eines besonders anklägerischen oder aufklärerischen Duktus, um von diesen Zahlen wie auch der Tatsache, dass nach 1945 bei der Masse der im Amt Verbliebenen wenig Unrechtsbewusstsein vorhanden war, ernüchert zu sein. Die zögerliche Aufarbeitung der NS-Vergangenheit in der Nachkriegszeit ist mittlerweile selbst ein historisches Faktum, das im Rahmen des Jubiläums eigens thematisiert und damit historischer Bestandteil der Universitätsgeschichte geworden ist.⁶

Dabei kann man für die Gießener Universitätsgeschichte eine Tendenz feststellen, die sich auch in der allgemeinen Geschichtswissenschaft in den letzten Jahren deutlich abgezeichnet hat. Die Geschichte des Dritten Reiches, die seit Jahrzehnten ein Schwerpunkt der historischen Forschung gewesen ist, wird zunehmend historisiert und kontextualisiert, beispielsweise, indem man den Bogen über 1945

hinaus in die Geschichte der Bundesrepublik schlägt, um Kontinuitäten und Brüche deutlicher konturieren zu können. Die starke Konzentration auf die Geschichte des Nationalsozialismus hat nicht zuletzt auch zu einer gewissen Isolierung dieser zwölf Jahre geführt, mit dem ungewollten Nebeneffekt, dass sich diese Vergangenheit dann auch leichter entsorgen ließ. Insofern ist es nur konsequent gewesen, wenn sich die Ausstellung, die sich der „zweiten Gründung“ der Universität widmet, den Bogen von 1933 bis in die 1970er Jahre schlägt. So lassen sich auch die Kontinuitätslinien von der zunehmend prekären Situation der Universität im Dritten Reich über das vergebliche Ringen um den Fortbestand 1945/46 und den mühsamen, aber stetigen Weg über die Justus-Liebig-Hochschule bis hin zum wiedererreichten Status einer Universität – und dann auch einer „Volluniversität“ mit vier klassischen Fakultäten – unter Verwendung zahlreicher neuer Dokumente detailliert nachvollziehen. Der Ausblick im wissenschaftlichen Begleitband auf die 60er Jahre und namentlich die Ein- und Auswirkungen der 68er Studentenrevolte auf Gießen lässt dabei schon erahnen, wo die nächste größere Baustelle universitätsgeschichtlicher Forschungen aufgetan wird. Die unter den Schlagwörtern „Studentenrevolte“ oder „die 68er“ verhandelten Auseinandersetzungen haben die Universität Gießen tief geprägt, auch nachhaltig verunsichert, und sicherlich bis in die jüngste Gegenwart nachgewirkt. Mittlerweile ist aber auch hier „die Zeit reif“, verschafft die wachsende zeitliche Distanz den entsprechenden Freiraum für eine historische Aufarbeitung. Damit wäre auch schon ein möglicher Forschungsschwerpunkt für Historiker im Zeichen eines nächsten Jubiläums an der Justus-Liebig-Universität aufgezeigt. Es würde jedenfalls an das anknüpfen, was sich als grundlegender Eindruck aus den Publikationen zum Jubiläum von 2007 herausdestillieren ließe: dass die im Kontext des Jubiläums intensivierte Beschäftigung mit der Geschichte der Justus-Liebig-Universität keine selbstgenügsame akademische Nabelschau für Eingeweihte ist, sondern ein spannendes *work in progress*.

Anmerkungen:

- ¹ Carsten Lind, „Es wird höflichst gebeten, Reden erst nach dem 3. Gang zu halten“. Die Gießener Universitätsjubiläen, in: Horst Carl, Eva-Marie Felschow, Jürgen Reulecke, Volker Roelcke, Corina Sargk (Hrsg.), Panorama 400 Jahre Universität Gießen. Akteure, Schauplätze, Erinnerungskultur, Frankfurt 2007, S. 298–303.
- ² Ebd., S. 300.
- ³ Ebd., S. 301f.
- ⁴ Christa-Irene Nees, August Wilhelm Crome (1753–1833). Ein umstrittener Universitätslehrer an der Schwelle vom 18. zum 19. Jahrhundert, Diss. masch. Gießen 2010.
- ⁵ Heide Wunder, „Die Professorin“ und die Professorentöchter – Ein Beitrag zur Sozialgeschichte des Professorenanstandes in der Frühen Neuzeit, in: Horst Carl/Friedrich Lenger (Hrsg.), Universalität in der Provinz ..., Darmstadt 2009, S. 233–269.
- ⁶ Vgl. Klaus Fritzsche, Die Gießener Universität in der NS-Zeit. Bedingungen und Probleme des Erinnerns und Gedenkens, in: Panorama 400 Jahre Universität Gießen, S. 284–291.

Literatur zum Universitätsjubiläum (in Auswahl):

- Horst Carl/Eva Marie Felschow/Jürgen Reulecke/Volker Roelcke/Corina Sargk (Hrsg.), Panorama 400 Jahre Universität Gießen. Akteure, Schauplätze, Erinnerungskultur, Frankfurt 2007.
- Horst Carl/Friedrich Lenger (Hrsg.), Universalität in der Provinz. Die vormoderne Landesuniversität Gießen zwischen korporativer Autonomie, staatlicher Abhängigkeit und gelehrten Lebenswelten. Tagung anlässlich des 400-jährigen Jubiläums der Justus-Liebig-Universität Gießen am 8./9. Juni 2007, Darmstadt 2009.
- Peter Chroust, Die bürokratische Verfolgung. Doktorgradentziehungen an der Universität Gießen 1933–1945 im Kontext der nationalsozialistischen Verfolgungspolitik, Gießen 2006.
- Eva-Marie Felschow/Carsten Lind, „Ein hochnutz, nötig und christlich Werck.“ Die Anfänge der Universität Gießen vor 400 Jahren. Ausstellungsband der Justus-Liebig-Universität zum 400-jährigen Jubiläum, Gießen 2007.
- Eva-Marie Felschow/Carsten Lind/Neill Busse, Krieg, Krise, Konsolidierung. Die „zweite Gründung“ der Universität Gießen nach 1945, Gießen 2008.
- Walter Gropp/Martin Lipp/Heinhard Steiger (Hrsg.), Rechtswissenschaft im Wandel. Festschrift des Fachbereichs Rechtswissenschaft zum 400-jährigen Gründungsjubiläum der Justus-Liebig-Universität Gießen, Tübingen 2007.
- Irmgard Hort/Peter Reuter (Hrsg.), Aus mageren und aus ertragreichen Jahren: Streifzug durch die Universitätsbibliothek Gießen und ihre Bestände, Gießen 2007.
- Jörg-Peter Jatho/Gerd Simon, Gießener Historiker im Dritten Reich, Gießen 2008.
- Ulrike Enke/Sigrid Oehler-Klein, Professoren – Patienten – Studenten. Die medizinische Fakultät der Universität Gießen seit 1607. Ausstellungsband des Fachbereichs Medizin der Justus-Liebig-Universität zum 400-jährigen Jubiläum, Gießen 2007.

Ulrike Enke (Hrsg.), Die Medizinische Fakultät der Universität Gießen. Institutionen, Akteure und Ereignisse von der Gründung 1607 bis ins 20. Jahrhundert, Stuttgart 2007.

Sigrid Oehler-Klein (Hrsg.), Die Medizinische Fakultät der Universität Gießen im Nationalsozialismus und in der Nachkriegszeit: Personen und Institutionen, Umbrüche und Kontinuitäten, Stuttgart 2007.

Sigrid Oehler-Klein/Volker Roelcke (Hrsg.), Vergangenheitspolitik in der universitären Medizin nach 1945.

Institutionelle und individuelle Strategien im Umgang mit dem Nationalsozialismus. Unter Mitarbeit von Kornelia Grundmann und Sabine Schleiermacher, Stuttgart 2007.

Jürgen Reulecke, Volker Roelcke (Hrsg.), Wissenschaften im 20. Jahrhundert. Universitäten in der modernen Wissenschaftsgesellschaft, Stuttgart 2008.

Volker Roelcke (Hrsg.), Die Medizinische Fakultät der Universität Gießen von der Wiedergründung 1957 bis zur Gegenwart, Frankfurt 2007.